



ESPAÑÓLES IN DUISBURG

50 Jahre spanische Migration

Herausgeber

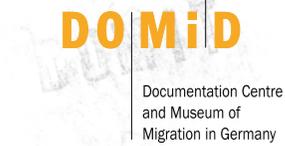


Stadt Duisburg
Der Oberbürgermeister
Referat für Integration

Tel. +49 (0) 203 | 283 - 69 13
Fax +49 (0) 203 | 283 - 69 21
integration@stadt-duisburg.de
www.duisburg.de/zuwanderung
www.wir-sind-du.de

In Kooperation mit

Dokumentationszentrum
und Museum über die
Migration in Deutschland e.V.



DOMiD – Dokumentationszentrum und Museum
über die Migration in Deutschland e.V.

Venloer Str. 419, 50825 Köln
Tel. 0221 | 8002830
Fax 0221 | 8002831
info@domid.org
www.domid.org
Öffnungszeiten: Di-Do 09:00 bis 16:00 Uhr

Arbeitsgruppe „Españoles in Duisburg“
(María Frieros Venegas, Angel Alava Pons und
Chari Bautista Mateo)

Texte: Fabienne Piepiora
Fotos: Alexandra Umbach (Porträts), María Frieros Venegas, Tayfun Demir und Privatarchive
Gestaltung: Mediendepot Ruhr, Duisburg

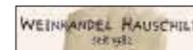
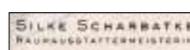
Vielen Dank an



Werkstattkino



Robert Bosch Stiftung



Liebe Leserin, lieber Leser,
querida lectora, querido lector,

nach den „Sprachen- und Kulturtagen Spanisch“ im Jahr 2008 freue ich mich, Ihnen anlässlich des 50jährigen Anwerbeabkommens zwischen Deutschland und Spanien die Ausstellung und Dokumentation „Españoles in Duisburg“ vorzustellen.

Seit rund 50 Jahren leben Spanierinnen und Spanier in Duisburg. Zunächst als Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten angeworben, leben heute knapp 900 Spanierinnen und Spanier in zweiter und dritter Generation in unserer Stadt.

Die Ausstellung und die Dokumentation erinnern an die Geschichte der Einwanderung zu Beginn der 60er Jahre. Es kommen Menschen mit ihren persönlichen Geschichten zu Wort und Facetten des spanischen Lebens in Duisburg werden gezeigt.

Die Porträts und die Beschreibung des Alltagslebens lassen uns gleichzeitig auf unsere jüngere Stadtgeschichte zurückblicken. Eng verbunden mit dieser Geschichte sind auch Duisburger Unternehmen wie z. B. die Duisburger Verkehrsgesellschaft, die die ersten spanischen „Gastarbeiter“ anwarben. Aus Gästen sind inzwischen Bürgerinnen und Bürger geworden, die im gesellschaftlichen Leben unserer Stadt fest verwurzelt sind.

Vielen Dank an die Initiatoren, die – selbst spanischer Herkunft – mit diesem Projekt alle Duisburgerinnen und Duisburger teilhaben lassen an ihren Erinnerungen zur 50jährigen spanischen Migration in Duisburg.

Ich wünsche allen Beteiligten an der Ausstellung und der Spanischen Woche, dem Rahmenprogramm zum Projekt, viel Erfolg und ein reges Interesse in der Duisburger Bevölkerung.

Ihre Leyla Özmal
Integrationsbeauftragte der Stadt Duisburg



Sehr geehrte Damen und Herren,

Sie halten die Dokumentation zu der Ausstellung „Españoles in Duisburg“ in der Hand. Mit der Ausstellung soll an die Geschichte der spanischen Arbeitsmigranten erinnert werden, die in den 60er Jahren nach Duisburg eingewandert sind. Lange bevor Deutschland sich politisch als Einwanderungsland definiert hat, waren Migranten Bestandteil der Geschichte und Kultur der Bundesrepublik. Ca. 2.000 Spanier kamen nach Duisburg. Knapp 900 leben noch heute in der Stadt an Rhein und Ruhr. Sie fallen kaum auf – an sie denkt man nicht zwangsläufig, wenn mal wieder eine Integrationsdebatte geführt wird. Die Kinder der zweiten und dritten Generation sprechen alle Deutsch, machen gute Abschlüsse und sind in der Mitte der Gesellschaft angekommen: als Facharbeiter, Restaurantbesitzer oder einfach als engagierte Bürger.

Doch auch Spanier hatten es anfangs nicht leicht, sich in Deutschland und Duisburg zurechtzufinden. Der Text „Von den Eigentümlichkeiten, aus einer Diktatur auszuwandern“ von Antonio Muñoz Sanchez in dieser Dokumentation beschreibt die Schwierigkeiten der Anwerbeabkommen zwischen Spanien und der Bundesrepublik Deutschland in einem historischen Abriss.

Viele, die wir für dieses Projekt „50 Jahre Spanier in Duisburg“ befragt haben, sagten übrigens, dass es Zufall war, dass sie in Duisburg gelandet sind. Die meisten haben sich eingelebt, andere fühlen sich Spanien immer noch sehr hingezogen. Nicht wenige sind auch zurückgegangen. Dabei kommen in dieser Broschüre nicht nur Vertreter der ersten Generation zu Wort, sondern ebenso die nachfolgenden Generationen, die jetzt das spanische Leben in Duisburg prägen, sei es durch ihr Engagement in Kunst und Kultur, weil sie eine Tanzschule betreiben oder weil die Auseinandersetzung mit der deutsch-spanischen Geschichte im Allgemeinen, aber auch persönlich, ihr Lebensthema ist.

Wir wünschen Ihnen viel Spaß bei der Lektüre!

*Angel Alava Pons
Chari Bautista Mateo
María Frieros Venegas
Tayfun Demir*

Von den Eigentümlichkeiten, aus einer Diktatur auszuwandern

Die spanische Arbeitsmigration in die Bundesrepublik Deutschland

von Antonio Muñoz Sanchez, Historiker

Während die westeuropäischen Demokratien vom sogenannten Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit profitierten, verharrte Spanien unter der Führung des Diktators Francisco Franco (1939–1975) aufgrund seiner politischen Isolation – und ausgeschlossen vom Marshall-Plan – in einem Zustand wirtschaftlicher Unterentwicklung. Die Verhärtung der Fronten im Kalten Krieg ermöglichte die langsame Rehabilitierung des franquistischen Regimes auf der Bühne internationaler Politik, was Ende der 50er Jahre in ein Modernisierungsprogramm mündete, welches auf der Öffnung des Landes für den Weltmarkt basierte. Die Liberalisierungsmaßnahmen führten indes zum Zusammenbruch des rückständigen Landwirtschaftssektors, von dem zu diesem Zeitpunkt noch die Hälfte der spanischen Bevölkerung abhängig war. In der Folge kam es zu einer Landflucht von ca. 7 Millionen Menschen. Über 2 Millionen davon gingen nach West-Europa. Sie stellten für das Regime „Sicherheitsventil und Bedingung sine qua non für die Entwicklung Spaniens, ohne wirtschaftliche und soziale Spannungen“ dar.¹

Um die Migration nach „Europa“ zu Gunsten der eigenen Wirtschaftsinteressen auszurichten, suchte die spanische Regierung Abkommen mit verschiedenen Ländern abzuschließen. Ende der 50er Jahre weigerte sich Bonn zunächst, diesem Wunsch Spaniens nachzukommen, da die Potentiale des Abkommens mit Italien noch nicht ausgeschöpft seien. Um Druck auf die deutsche Seite auszuüben, wandte sich die Spanische Botschaft direkt an deutsche Firmen, um selber die Anwerbung in Spanien zu organisieren. Im Herbst 1959 hatten bereits mehrere Firmen ihr Interesse angemeldet. Bevor der Start dieser irregulären Anwerbungsaktion die Beziehungen mit Spanien belasten konnte, bat das Auswärtige Amt das Bundesarbeitsministerium „mit Rücksicht auf die politischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Spanien“ dem Wunsch Madrids nach einem Anwerbevertrag zu entsprechen.² Sehr wahrscheinlich steht diese Position des Auswärtigen Amtes in Zusammenhang mit der Tatsache, dass wenige Tage zuvor der deutsche Außenminister und sein spanischer Amtskollege eine mündliche Abmachung trafen, der zufolge die Bundeswehr Stützpunkte in Spanien errichten konnte.³ Nachdem die Bundesregierung grünes Licht gab, wurden die Verhandlungen binnen kürzester Zeit aufgenommen und am 29. März 1960 mit der Unterzeichnung der Vereinbarung zwischen der Regierung der Bundesrepublik Deutschland und

der Regierung des Spanischen Staates über die Wanderung, Anwerbung und Vermittlung von spanischen Arbeitnehmern in die Bundesrepublik Deutschland abgeschlossen.⁴

Die spanische Regierung glaubte nun, über das Instrument zu verfügen, das es ihr ermöglichte, die Auswanderung nach Deutschland gemäß den eigenen Interessen zu steuern. Dabei ging es ihr vor allem darum, den Verlust von Facharbeitern zu vermeiden, die in Europa zwar sehr begehrt, gleichzeitig aber unverzichtbar waren für das Wachstum der nationalen Industrie Spaniens. Das Instrument zur Migrationskontrolle lag in dem komplexen Anwerbungsprozess: Nachdem das Auswanderungsinstitut (Instituto Español de Emigración, IEE) Stellenangebote von der Deutschen Kommission (DK) in Madrid erhalten hatte, leitete es diese – je nach der Arbeitsmarktsituation und den Marktprognosen – an eine bestimmte Provinz weiter. Die Delegation des IEE in der ausgewählten Provinz rief die Bewerber dazu auf, sich vorzustellen. Diejenigen, die eine erste ärztliche Untersuchung bestanden hatten, mussten die Endauswahl abwarten, die vom Personal der Deutschen Kommission vorgenommen wurde. Diese wiederum reiste den Anweisungen des IEE folgend permanent durchs Land. Aufgrund des enormen zeitlichen Aufwandes der Anwerbung, die nicht selten bis zu einem halben Jahr dauerte, wurden von deutscher Seite regelmässig Einwände gegen diese Vorgehensweise vorgebracht. Viele Firmen verloren ihr Interesse an der Anwerbung in Spanien, besonders nach der Krise von 1966/67. Andere Firmen rekrutierten weiterhin eigenmächtig in Spanien Arbeitskräfte, ohne die Deutsche Kommission zu konsultieren.⁵

Das restriktive Auswahlssystem in Spanien ging zu Lasten der Ausreisewilligen, die der Willkür der Diktatur nicht einmal im Auswanderungsprozess entkommen konnten. Diejenigen, die in



Unterzeichnung des Anwerbevertrages 1960



Spanische Gastarbeiter im Bahnhof, Köln-Deutz

einer Provinz lebten, in die das IEE kaum einmal Stellenangebote weiterleitete, sowie qualifizierte Facharbeiter oder Anwärter mit regimekritischer politischer Vergangenheit hatten kaum Aussichten, vom IEE akzeptiert zu werden. Diesen Kandidaten blieb nichts anderes übrig, als auf eigene Faust ins „Paradies Deutschland“ zu gelangen.⁶ Das bedeutete, dass sie entweder versuchten, getarnt als Touristen nach Deutschland einzureisen und ihren Aufenthaltsstatus vor Ort zu regeln; oder dass sie einen Schlepper bezahlten⁷; oder sich um die persönliche Einladung einer deutschen Firma bemühten, mit der es möglich war, in der deutschen Botschaft ein Visum zu erhalten.

Das Anfang der 60er Jahre ausgebrochene „Migrationsfieber“ überstieg die Kontrollmöglichkeiten der Regierung. Die Hälfte der zwischen 1960 und 1961 nach Deutschland gekommenen Spanier bewegten sich außerhalb der offiziellen Anwerbevereinbarungen, was sie nach dem spanischen Gesetz zu illegalen Migranten machte.⁸ Die spanische Regierung hob in der Folge einige Restriktionen auf, um die Anwerbung attraktiver zu machen; gleichzeitig setzte sie Deutschland weiterhin mit der Forderung unter Druck, die beschriebenen „irregulären“ Einreisemöglichkeiten in die Bundesrepublik zu unterbinden.

1 So der damalige höchstrangige Politiker für Migration Rengifo, vgl. Rengifo Calderón, Alvaro, *Emigración y economía, Ministerio de Trabajo, Instituto Español de Emigración, Madrid 1966*, S. 11.

2 Bundesarchiv Koblenz (BAK) B 149/22387, 27.11.1959.

3 Diese militärischen Verhandlungen scheiterten Monate später aufgrund der scharfen Reaktion verschiedener westlicher Länder nach dem Bekanntwerden in der Presse, vgl. Aschmann, Birgit, *Treue Freunde...? Westdeutschland und Spanien, 1945-1963*, Stuttgart 1999, S. 362.

4 Steinert, Johannes-Dieter, *Migration und Politik. Westdeutschland-Europa-Überssee, 1945-1961*, Osnabrück 1995, S. 290-299.

5 Andere Firmen schrieben direkt Personen in Spanien an um sie zu animieren, sich als Touristen auf den Weg nach Deutschland zu machen, wo die Firma dann die Reisekosten zurückerstatten würde. BAK B119/3065, 5.1.1963.

6 Der Delegierte des IEE in der Provinz Castellón beklagte sich 1965, dass er seit fast einem Jahr keine Angebote aus der Madrider Zentrale bekommen habe, obwohl bei ihm über 1500 Kandidaten registriert seien, *Archivo General de la Administración, Alcalá de Henares, Trabajo, caja 23.354, 05.04.1965*.

7 Anfang der 60er Jahre nahm ein Schlepper zwischen 1500 und 2000 Peseten, laut einer Aussage von Sixto Marín Adán aus Castellón am 09.02.2005 in Dortmund.

8 Sanz Díaz, Carlos, *Clandestinos, Ilegales, Espontáneos... La emigración irregular de españoles a Alemania en el contexto de las relaciones hispano-alemanas, 1960-1973*, (CEHRI), Madrid 2004.



Lucinda Sanchidrián Gonzales / DOMID-Archiv, Köln



Jordi Lloveras / DOMID-Archiv, Köln

Begründet wurde dies mit der angeblichen Exklusivität des Anwerbevertrages. Obwohl die Etikette der bilateralen Beziehungen die Rücksichtnahme auf innen- und wirtschaftspolitische Bedürfnisse Spaniens nahe legte, richtete sich die deutsche Regierung vor allem nach den Interessen ihrer eigenen Industrie. Sie war nicht dazu bereit, das System der Visavergabe abzuschaffen; die Grenzen wurden für die spanischen „Touristen“ nie „dicht“ gemacht.⁹ Die Deutsche Kommission schlug dagegen Verbesserungen bezüglich des Anwerbeprozesses vor – wie die Zentralisierung in Madrid –, ohne jedoch auf allzu große Resonanz beim IEE zu stoßen.¹⁰ Schließlich mussten sich beide Partner mit einem Prozedere zufrieden geben, das weder die eine noch die

andere Seite völlig zufrieden stellte. Zweifellos war die spanische Regierung insgesamt die am stärksten begünstigte Vertragspartei. Wie keinem anderen Anwerbeband gelang es Spanien, die Abwanderung nach Deutschland den eigenen wirtschaftspolitischen Interessen unterzuordnen.¹¹ Wie von den spanischen Behörden beabsichtigt, gingen wenige Facharbeiter nach Deutschland, so dass die große Mehrheit der Arbeitsmigranten aus den wirtschaftlich unterentwickelteren Regionen Andalusien und den Provinzen an der Grenze zu Portugal kamen.¹²

Im Durchschnitt führen wöchentlich 800 Personen mit einem Jahresvertrag nach Deutschland, 1/4 davon waren Frauen.

Von Irún aus, wo sich zunächst alle spanischen Emigranten einfanden, brachte sie ein französischer Sonderzug direkt nach Köln, von wo aus sie auf das ganze Land verteilt wurden.¹³ Von den insgesamt 600.000 Arbeitskräften, die zwischen 1960 und 1973 nach Deutschland kamen, reisten etwa 400.000 als offiziell Angeworbene in diesen Zügen an. 1966 waren die Spanier – nach den Italienern und neben den Griechen – die zweitgrößte Migranten-Gruppe in der Bundesrepublik. Obwohl sich die Zahl der ausländischen Arbeiter nach der Rezession von 1966/67 innerhalb weniger Jahre verdoppelte, blieb der Anteil der spanischen Arbeitnehmer konstant, wenn auch die Kolonie insgesamt durch den Nachzug von Familienangehörigen wuchs. Die Tendenz zur Rückkehr war angesichts des spanischen Wirtschaftswachstums sehr stark. Zum Zeitpunkt des Anwerbestopps Ende 1973 waren bereits siebzig Prozent aller spanischen Arbeiter nach Spanien zurückgekehrt. Die Gesamtheit der spanischen Bevölkerung in Deutschland verringerte sich von 300.000 im Jahr 1973 auf 130.000 Mitte der 80er Jahre. Umso früher die Rückkehr erfolgte, desto stärker war die Tendenz, sich wieder in der Herkunftsregion anzusiedeln, wo die Ersparnisse am meisten einbrachten. Dies traf auf die große Mehrheit der in den 60er Jahren Zurückgekehrten zu. Diejenigen, die erst ab den 80er Jahren zurückkehrten, hatten sich bereits dem Landleben entfremdet. Sie zogen vor allem in die Provinzhauptstädte und die am Mittelmeer gelegenen Städte.¹⁴ Manchen fiel die Wiederanpassung schwer. Auf ihre Initiative hin entstanden im ganzen Land Vereine für Rückkehrer.¹⁵

Das Bestreben der franquistischen Diktatur, Einfluss auf das Wanderungsgeschehen zu nehmen, endete keineswegs mit der

Überquerung der Pyrenäen durch die Emigranten. Sorge bereite der Regierung, die Emigranten könnten durch ihren Kontakt mit demokratischen Gesellschaften und vor allem mit antifranquistischen Organisationen im Ausland eine kritische Haltung gegenüber dem politischen System Spaniens entwickeln. Es herrschte die Vorstellung vor, ein bedeutender Teil der Emigranten könnte sich in den europäischen Hauptstädten gegen Franco zusammenschließen. Dies hätte wiederum den Regierungen und der Öffentlichkeit in Europa deutlich gemacht, dass Spanien nicht über die soziale und politische Stabilität verfügte, die die Regierung in Madrid als Hauptargument für die spanische Integration in die europäische Gemeinschaft anführte.

Angesichts dieser Bedenken erschien den spanischen Autoritäten Deutschland Anfang der 60er Jahre als ideales Ziel für spanische Auswanderer. Nicht nur, dass hier keine antifaschistischen Organisationen existierten – wie z.B. in Frankreich und Belgien seit den 40er Jahren –, sondern vor allem, weil das tiefkonservative und antikommunistische Milieu des Landes keine „Brutstätte“ für deren Entwicklung bot.¹⁶ Um allen Eventualitäten vorzubeugen, nutzte das Franco-Regime die guten Strukturen der deutschen Administration, um den Emigranten eine umfassende Betreuung angeeignet zu lassen, die in Übereinstimmung mit den eigenen politischen Interessen stand. Hierbei spielte die Kirche eine zentrale Rolle, in der Hoffnung, auf die spanischen Emigranten den gleichen sozialen Einfluss geltend zu machen, wie sie ihn zu dieser Zeit in Spanien ausübte.¹⁷ Die eigentliche Sozialarbeit blieb in den Händen der deutschen Caritas, die ein Netz spanischer Sozialarbeiter aufbaute.¹⁸

9 Anders als die Botschaft in Madrid, die Verständnis für die spanischen Interessen zeigte, war der Konsul in Barcelona der Meinung, die BRD solle die alternativen Wege fördern, um die strenge Kontrolle des IEE bei der Anwerbung zu umgehen, BAK B 149/6237, 12.8.1960 und 5.1.1961.

10 Die enge Zusammenarbeit zwischen spanischen und deutschen Behörden war nicht immer problemlos. Zwei Ärzte der DK wurden wegen einer Beschwerde des IEE in den Jahren 1960 und 1970 vom Dienst suspendiert, BAK B 119/4076.

11 Forschungsverbund „Probleme der Ausländerbeschäftigung“, Integrierter Endbericht, 1979, S. 92.

12 Diese Regionen machten zusammen ein Drittel der spanischen Bevölkerung aus, trugen jedoch drei Viertel zur Gesamtheit aller Auswanderer nach Deutschland bei. Aus der Provinz Orense in Galizien kamen mit 50.000 die meisten offiziell angeworbenen Migranten. In einem seiner Bezirke schätzte man Mitte der 60er, dass 90 Prozent der Bauern zwischen 18 und 45 Jahren sich entweder im Ausland oder in den großen Städten Spaniens befanden, Archivo Provincial de Orense, caja 4095, 12.01.1966.

13 Die Reiseroute unterlag über die Jahre vielen Veränderungen, siehe: www.angekommen.com

14 Cazorla, José Retorno al sur, Siglo XXI, Madrid 1989.

15 Es existiert ein Bund der Rückkehrer-Vereine, www.losemigrantes.org

16 So der spanische Minister José Solís zum Präsidenten der Bundesanstalt für Arbeit Anton Sabel, Bericht der Deutschen Botschaft, BAK, B 149/6237, 14.4.60.

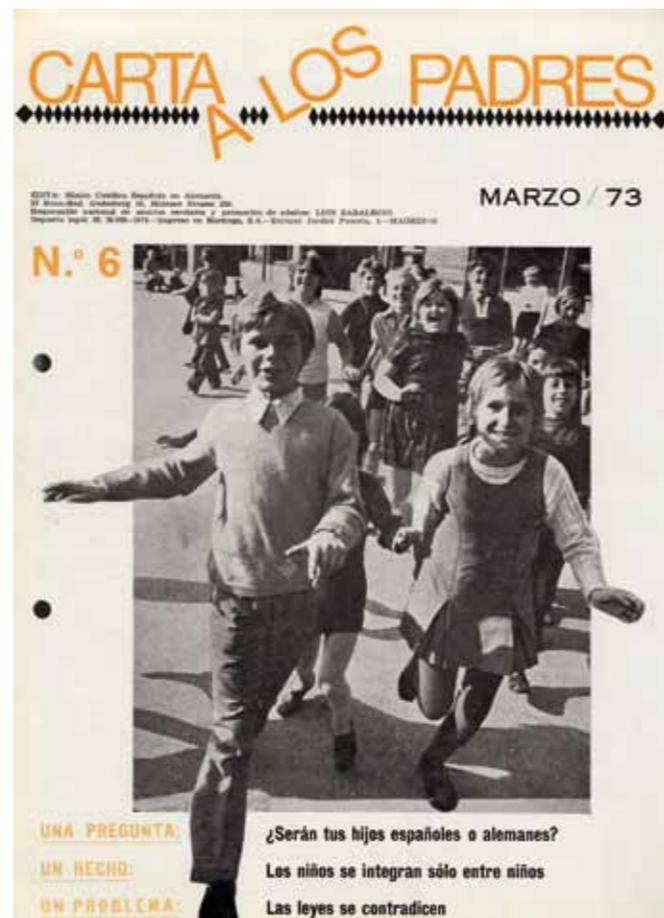
17 1973 gab es bereits 91 spanische Missionen in Deutschland. Torga Llamado, Alberto, Cuarenta años de la misión católica de lengua española de Nürnberg (1961-2001), Nürnberg o.D.

18 Die Sozialarbeiter waren mehrheitlich Spanierinnen. 1970 waren es etwa 70. Aguirre, Juan Manuel, Boletín de Información del Trabajo Social con espanholes Caritas, Sonderausgabe 30/1994.

Um zu vermeiden, dass die spanischen Arbeitnehmer den Kontakt mit den deutschen Gewerkschaften suchten, rief die spanische Botschaft die Institution der Arbeitsberater ins Leben, die nicht nur die spanischen Arbeitnehmer über zivil- und arbeitsrechtliche Fragen zu informieren hatten, sondern sie auch, wenn nötig, vor Gericht vertraten.¹⁹ Dieses umfassende Betreuungsnetzwerk schien in seiner Gesamtheit perfekt auf die Interessen der Regierung in Madrid abgestimmt.

Und dennoch: Obwohl sich die spanischen Arbeitsmigranten von Seiten der spanischen Autoritäten Repressalien ausgesetzt sahen, begann die antifranquistische Bewegung mit Unterstützung der deutschen Gewerkschaften sehr bald zu wachsen. Mitte der 60er Jahre waren die Spanier in Bezug auf politische Aktivitäten und hinsichtlich der Mitgliedschaft in den Gewerkschaften die aktivsten unter den in Deutschland lebenden Ausländern.²⁰ Die Antifranquisten, auch wenn sie immer eine Minderheit blieben, setzten ein deutliches Zeichen des wachsenden Bewusstseins unter spanischen Migranten über die Vorteile des demokratischen Systems. Zwischen der Franco-Regierung und der Opposition kam es zu einer Konkurrenz, wer die Spanier in Deutschland für sich gewinnen würde. So in einem Bericht der Botschaft in Bonn: „In Stuttgart [haben wir] die ‚Casa de España‘ [eingeweiht] und dieser Ort ist die beste Verteidigung gegen antispanischen Angriffe. Dort zeigt man spanisches Kino, dort feiert man Feste, etc.; [auf diese Weise] werden die spanischen Arbeiter in Deutschland nicht von zersetzenden und gottlosen Ideen angesteckt. [In vielen Städten] sind die Bemühungen der [deutschen] Gewerkschaften, spanische Arbeiter an sich zu binden, offensichtlich. Die Gewerkschaften bringen den spanischen Kulturzentren keine Sympathie entgegen. [In einer ihrer Zeitungen für Spanier] kann man lesen: ‚Wir glauben, dass die Bildung der Arbeiter, die auf deren Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung zielt, wichtiger ist als Kultur- und Freizeitveranstaltungen der spanischen Zentren. Und dazu ist nun einmal mehr nötig, als eine Messe am Morgen, Fußball am Nachmittag und ein Pasodoble [Tanz] am Abend.‘ Es tut uns leid für den DGB, aber diese Botschaft wird weiterhin, in enger Zusammenarbeit mit den Missionen [der Caritas und den deutschen Autoritäten], umfassende Aktionen im Rahmen der spanischen Zentren durchführen.“²¹

Die enorme Ausbreitung der Vereine auf Grund dieses politischen Hintergrundes in Spanien fand grosse Akzeptanz unter den Spaniern, was zur Absonderung der spanischen Gemeinde beitrug. Diese „Ghettoisierung“²² führte jedoch nicht zu einem Außenseiterdasein. Ganz im Gegenteil diente diese Entwicklung einem starken Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Spaniern,



die in der Emigration viele ihrer Probleme teilten und die in der Gruppe gemeinsam Lösungen entwickelten. Eine der am weitesten verbreiteten Sorgen unter den Spaniern Ende der 60er war die um die Situation ihrer Kinder. Diese bewegten sich, wie auch die anderen ausländischen Schüler, zwischen einer wenig anspruchsvollen Ausbildung in ihrer Muttersprache, welche von den Konsulaten organisiert wurde, und einer ungenügenden Beteiligung am Unterricht in deutschen Schulen. Die Eltern erkannten, dass ihren Kindern so die Chance zum sozialen Aufstieg verbaut wurde. Dabei war gerade dies eines der zentralen Anliegen ihrer Auswanderung gewesen: den Kindern ein besseres Leben zu ermöglichen. Die aktiven Mitglieder der spanischen Gemeinde und insbesondere die Kirche wirkte bei der Lösung dieses Problems

gewissermassen wie „Hefe im Teig“. In den sechziger Jahren durchlief die spanische Kirche eine stille Revolution, in deren Folge sie sich auf radikale Weise von der sie seit 1936 kennzeichnenden, ultrakonservativen Haltung und blinden Loyalität gegenüber Franco löste. Angespornt durch den Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils brachten sich viele gläubige Jugendliche, Geistliche und Laien in die Arbeit an der Basis ein. Vor allem in den Arbeitervierteln entwickelten sie ein Bewusstsein für soziale und politische Gerechtigkeit und nutzten ihre Struktur – die kirchennahen Organisationen waren die einzig legalen in Spanien – um die Entwicklung einer Bürgerbewegung zu fördern. Es war dieses soziale Engagement, das viele junge Pfarrer sowie Arbeiter der Caritas und an der Basis arbeitende spanische Christen, die das Ende der 60er Jahre in Deutschland erlebten, bewegte. Im Rahmen der spanischen Zentren und Pfarreien wurden als Reaktion auf die Sorgen der Eltern Informationsveranstaltungen organisiert. Diese regten zum Gedankenaustausch an und mündeten in der Gründung von Vereinen, die der Durchführung konkreter Maßnahmen zur Verbesserung der Ausbildung ihrer Kinder dienten. In diesen Vereinen fanden sich die aktivsten Eltern wieder, die, unabhängig davon, ob sie Christen waren oder nicht, wiederum die anderen mitrissen.²³ In der Absicht, diese spontane Bewegung zu stärken und ihr sowohl eine zusammenhängende Struktur als auch einen soliden pädagogischen Rückhalt zu verleihen, gründeten die spanischen Missionen 1972 das Referat ‚Schule und Erwachsenenbildung‘, das den Elternvereinen den entscheidenden Anstoß geben sollte. Der Hauptverantwortliche des Referates bildete durch Veranstaltungen Multiplikatoren in ganz Deutschland aus.²⁴ Im November 1973, wenige Tage vor dem Inkrafttreten des Anwerbestopps, wurde auf einem Kongress der dreißig im Land existierenden Elternvertretungen

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors, entnommen aus „Projekt Migration“

¹⁹ Prieto Peláez, Jesús, „Dígame, cuales son mis derechos“. *Historia de una institución española en la emigración. Las Oficinas Laborales Españolas en Alemania*, unveröffentlichtes Manuskript (DOMiD-Archiv).

²⁰ Im Jahr 1965 waren 1/3 der spanischen Metallarbeiter Mitglieder der IG Metall, ein Prozentsatz, der wesentlich höher lag bei den anderen Migrantengruppen. IG Metall, Geschäftsbericht der IG Metall 1965-1967, Frankfurt/M., 1968.

²¹ Bericht des Sozialattachés in Bonn, Enrique Sorribes Peris, an den Generalsekretär der Nationalbewegung, José Solís, AGA, OSE, caja 5386, 17.09.1962.

²² Rodríguez, Jesús, *El hombre como mercancía. Españoles en Alemania*, Nürnberg 1976.

²³ In Münster mobilisierte Manuel Romano die spanischen Eltern, um beim Schul-

der Entschluss gefasst, sich zusammenzuschließen und mit sofortiger Wirkung die „Bund Spanischer Elternvereine in der Bundesrepublik Deutschland“ zu gründen. Der Verbund wurde damit zur ersten großen Ausländerorganisation in Deutschland, die sich ausdrücklich Fragen der Integration widmete.²⁵ Von da an schritt der Ausbau dieser Organisation in rasantem Tempo voran. In dem engmaschigen Unterstützungsnetzwerk der Spanier verbreitete sich das Konzept von der Notwendigkeit der gesellschaftlichen Beteiligung wie ein Lauffeuer. 1980 existierten bereits 125 Vereinigungen im ganzen Land, über 10.000 Familien waren ihre Mitglieder.

Die Elternvereine setzten sich für die Eingliederung der spanischen Kinder ins deutsche Schulsystem ein, indem man die Vorbereitungsklassen abschaffte und die Kinder vom Kindergartenalter an in die deutschen Institutionen schickte. Gleichzeitig sollten in ergänzenden Unterrichtseinheiten Kenntnisse der spanischen Sprache und Kultur vermittelt werden. Diese einfache Strategie erwies sich als erfolgreich. Nach und nach verbesserte sich – im Vergleich zu den anderen ausländischen Kindern – das schulische Niveau der spanischen Kinder und glich sich zunehmend dem Standard der deutschen Mitschüler an, die sie letztendlich sogar übertrafen. Die spanischen Migranten der zweiten Generation zeichnen sich folglich durch ihr hohes Bildungsniveau und ihre gute Integration in die deutsche Gesellschaft aus, die sich auch durch viele binationale Ehen bemerkbar macht. All das befreit sie nicht von dem inneren Konflikt, der darin besteht, dass sie in ihren beiden „Heimatländern“ jeweils einem Teil ihrer Identität entsagen müssen, um vollständig akzeptiert zu werden.

amt der Stadt die Abschaffung der Vorbereitungsklassen zu erreichen. Daraufhin wurden die spanischen Kinder je nach Alter voll in die deutsche Grundschule integriert. Um dem Lehrangebot folgen zu können, wurde für die Kinder nachmittags Ergänzungsunterricht angeboten, der von deutschen Pädagogikstudenten durchgeführt wurde. Interview mit Manuel Romano, Münster April 2005 (DOMiD-Archiv).

²⁴ Sánchez Otero, José, *Der Beitrag der spanischen Elternvereine zu einer proaktiven Integration der spanischen Arbeitsmigrant/innen in Deutschland*, unveröffentlichtes Manuskript, mit freundlicher Genehmigung des Verfassers.

²⁵ Für die besondere Leistung der Elternvereine überreichte der Bundespräsident Walter Scheel im Jahr 1975 das Verdienstkreuz 1. Klasse ihrem Vorsitzenden Manuel Romano.



„Die Jobs habe ich natürlich deshalb bekommen, weil ich beide Länder und Kulturen kenne. Das war eine schöne Zeit.“

Angel Alava Pons

Angel Alava Pons ist Mitarbeiter bei der Gesellschaft für Wirtschaftsförderung der Stadt Duisburg und Vater von zwei Kindern.

Die Fußballfrage wird zuerst geklärt: Angel Alava Pons ist Valencia- und MSV-Fan, da kann er sich diplomatisch gut aus der Affäre ziehen. Wenn die Nationalmannschaften auflaufen, wird es schon schwieriger. „Ich werde immer gefragt, für welche Nationalmannschaft ich mich entscheide, wenn Fußball gespielt wird“, erzählt der Neudorfer. Ihm fällt die Entscheidung nicht schwer: Er drückt natürlich den Spaniern die Daumen.

Sein Vater wanderte 1962 ein, war einer von vielen Spaniern, die bei der Duisburger Verkehrsgesellschaft (DVG) als Straßenbahnfahrer anheuerteten. In Speldorf die ersten Jahre seines Lebens aufgewachsen, erinnert er sich noch genau an die vielen Bahnen, die ins Depot kamen. „Das war spannend“, sagt er noch heute, gibt aber auch zu Bedenken: „Ich habe eine Zeit gebraucht, bis ich mich eingelebt habe.“ Erst als Fünfjähriger besuchte er den Kindergarten, lernte dort die ersten deutschen Vokabeln. Zu Hause wurde meist Spanisch gesprochen. Kein Wunder, dass es in der Schule haperte und er die Aufgaben selten verstand. „Das ist vielen so ergangen“, blickt der 43-Jährige auf die Schulzeit zurück. In der Folge wurden die meisten spanischen Kinder auf die Hauptschule geschickt. So auch Angel Alava Pons. Doch sein Vater engagierte einen spanischsprachigen Gymnasiasten, der ihm bei den Hausaufgaben helfen konnte und seine Leistungen wurden kontinuierlich besser. „Dass meinen Vater einen spanischen Jungen fand, hatte natürlich zwei Gründe: Zum einen konnte er sich mit ihm besser unterhalten

als mit einem Deutschen und für mich war er ein Vorbild, dass man es als Spanier auch aufs Gymnasium schaffen kann.“ Nach der zehnten Klasse wechselte er denn auch auf die höhere Schule und machte das Abi.

Die Beschäftigung mit seiner deutschen und spanischen Identität erfolgte bisher phasenweise. Eigentlich wollte er in Spanien arbeiten, wurde dann aber von iberischen Firmen eingestellt, um die Geschäfte in Deutschland zu betreuen. „Die Jobs habe ich natürlich deshalb bekommen, weil ich beide Länder und Kulturen kenne. Das war eine schöne Zeit.“ Nebenbei schrieb er für eine Zeitung, die sich an Spanier in Deutschland richtete. „Ursprünglich wollte ich nämlich Reporter werden“, verrät er schmunzelnd.

Ende der 90er Jahre setzte er sich wieder mit der spanisch-deutschen Identität auseinander. Der Familienvater fieberte der doppelten Staatsbürgerschaft entgegen, die die rot-grüne Regierung einführen wollte. Allerdings sahen die Regeln nicht vor, dass auch Erwachsene so leicht zwei Pässe bekommen können. Er war enttäuscht. Zunächst. Heute sagt er: „Ich weiß gar nicht, ob ich heute den deutschen Pass noch brauche.“ Er kennt viele Spanier, die sich im höheren Alter wieder zurückbesinnen auf ihre spanischen Wurzeln und wieder zurückkehren. Seine Kinder haben es da leichter. Sie wandern wie selbstverständlich durch beide Länder und Welten. „Ich finde es wichtig, dass wir uns an unsere Geschichte erinnern und habe deshalb gerne die Aufgabe angenommen, als man mich fragte, ob ich bei der Vorbereitung der Ausstellung helfen möchte.“



Chari Bautista Mateo

Auch Chari Bautista Mateo hat geholfen, Bilder zu sichten, Sponsoren zu suchen und Material zusammenzutragen. Die Mitarbeit an der Vorbereitung zur Spanischen Woche war eine Reise in die Vergangenheit. „Das, was unsere Eltern für uns erkämpft und geleistet haben, war mir vorher nicht so bewusst. Auch die Schwierigkeiten, mit denen meine älteren Geschwister in ihrer neuen Heimat kämpfen mussten, habe ich nicht erlebt.“

Die Ausstellung ist ein kleines Dankeschön an die erste Generation. „Es war 1964, als wir, meine Mutter mit vier Kindern, in Duisburg ankamen. Mit einem Bus, glaube ich. Mein Vater war in Valencia angeworben worden, um bei der DVG Straßenbahn zu fahren und bereits seit 1962 in Duisburg.“

Eigentlich wollte die Familie nicht lange bleiben und nach einigen Jahren zurückkehren. In Duisburg wurden noch drei weitere Kinder geboren. Bis sie dann tatsächlich alle Zelte abbrechen, sollten einige Jahrzehnte vergehen. „Ich werde nie verstehen, dass die Leute wissen wollen, wie ich mich fühle – als Deutsche oder Spanierin.“ Im Kindergarten gab's kaum spanische Kinder, sie hat vor allem mit einheimischen Jungen und Mädchen gespielt und dabei auch wie selbstverständlich die Sprache gelernt. Dennoch empfahl der Grundschullehrer bei einem Hausbesuch die Hauptschule mit den Worten: „Besser ein guter Hauptschüler, als ein schlechter Gymnasiast.“ Die meisten spanischen Eltern kannten sich anfangs mit dem deutschen dreigliedrigen System nicht aus. „Meine Eltern dachten, wenn der Lehrer sich abends die Mühe

macht, bei uns vorbei zu kommen, dann wird er wohl recht haben und stimmten zu. Mir ist der abendliche Besuch meines Grundschullehrers im Gedächtnis geblieben.“

In der Hauptschule waren viele türkische Kinder, die in eigenen Klassen von türkischen Lehren unterrichtet wurden. Ausgrenzungen durch die Strukturen an der Schule und Fremdenfeindlichkeiten waren an der Tagesordnung. Obwohl ich nicht persönlich angesprochen war, fühlte ich mich betroffen. Der Hinweis, dass auch ich Ausländerin sei, löste bei den Mitschülerin Erstaunen aus: „Ja, aber bei dir ist das etwas Anderes. Du bist Spanierin!“ Die Diskussionen aus den 1970er und 1980er Jahren über Integration, Migration etc., haben sich bis heute nicht verändert. In der Hauptschule hatte sie schließlich so gute Noten, dass sie nach der zehnten Klasse aufs Gymnasium wechselte. Die Heimat kennt die 47-Jährige aus Urlaubsfahrten, die die Familie machte, und weil sie ein Jahr auf Mallorca als Reiseleiterin gearbeitet hat. Sie war ein Jahr alt, als die Familie ging. Ihre Eltern und fünf ihrer Geschwister sind inzwischen zurückgekehrt. Zunächst behielten die Eltern die Duisburger Wohnung, lebten mal hier, mal dort, bis sie sich endgültig entschieden, Deutschland zu verlassen.

Die Mutter von zwei Kindern setzt sich indes auch beruflich mit Spanien auseinander: Sie arbeitet in einem Reisebüro und eröffnet demnächst ihr eigenes.

„Ich werde nie verstehen, dass die Leute wissen wollen, wie ich mich fühle – als Deutsche oder Spanierin.“



„Inzwischen ist Duisburg weniger grau geworden. Doch mein Dorf bleibt mein Dorf. Klar fahren wir immer noch hin und schauen, was sich verändert hat.“

María Frieros Venegas

„Für mich ist die Ausstellung eine Möglichkeit, sich mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen und daran zu erinnern, unter welchen Umständen die Menschen damals aus Spanien weggegangen sind“, erzählt María Frieros, warum sie sich engagiert. Ihr Vater zog zunächst alleine nach Duisburg, lebte seit 1962 in Deutschland. Die Familie kam 1974 nach.

Wenn sie an ihre Kindheit zurückdenkt, dann hat sie keine schönen Bilder von Duisburg vor Augen. „Ich komme aus einem weißen Dorf, in dem die Häuser so schön aussahen und der Himmel immer blau war. In Duisburg war alles grau, es fuhren so viele Autos, dass wir uns gar nicht nach draußen getraut haben.“ Stattdessen saßen sie und ihre Geschwister am Fenster „wie die Kätzchen“ und beobachteten die Szenerie. „Wir fühlten uns eingesperrt. Auch sprachlich, wir haben ja nichts verstanden.“

Sieben Jahre war sie, als sie von Spanien nach Duisburg-Wehofen zogen. Und dann ging's direkt in die Grundschule, ohne überhaupt ein Wort zu sprechen oder zu verstehen. Weil es kaum noch Platz an einer Grundschule in der Nähe gab, meldete der Vater sie in Duisburg-Vierlinden an. Den Weg kannten sie nicht, ein Schulbus fuhr nicht dorthin, irgendwie irrten sie jeden Tag aufs Neue durch die Häuserschluchten in der großen Stadt und kamen ständig zu spät. Gewartet hatte ohnehin niemand auf sie: „Die wussten gar nicht, wie sie uns unterbringen sollten. Wir mussten uns jeden Tag im Lehrerzimmer melden und dann haben sie uns auf die Klassen verteilt.“ Manchmal saß sie auch in der Türkischklasse – und verstand nichts. Erst als sie in der dritten Klasse war, marschierte die kleine María zur Grundschule in Duisburg-Wehofen und meldete sich mit ihrem Zwillingbruder und dem zwei Jahre älteren Bruder kurzerhand an. „Die haben gestaunt, aber wir konnten in die Klassen, in die wir eigentlich auch gehörten.“

Der nächste Schicksalsschlag folgte jedoch bald. Ihr Vater starb im Jahr 1976. Ihre Mutter war mit María und ihren acht Geschwistern ganz alleine. Der Vater hatte das Geld nach Hause gebracht, die Familie wusste nicht, wovon sie leben sollte. In ihrer Not schrieben sie



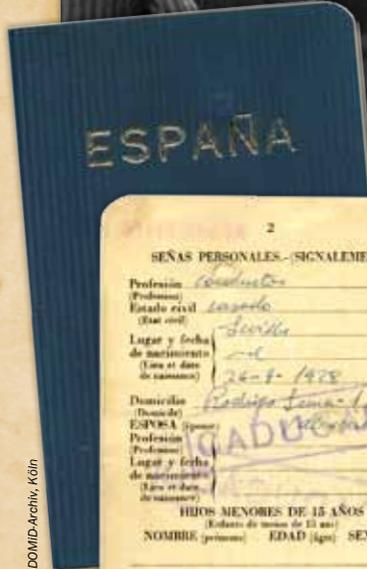
sogar einen Brief an den spanischen König – und warteten. „Irgendwann kam dann tatsächlich eine Antwort, aber leider gab's keine Hilfe, sondern dem Brief lag ein Deutsch-Wörterbuch bei und ein spanisches Kochbuch. So als wollten sie sagen: Bleibt bloß da.“ Dazu wurden die besten Wünsche übermittelt. Dieses „Geschenk“ existiert heute noch und wandert als besonderes Andenken durch die Familie (siehe Seite 19).

Inzwischen ist Duisburg weniger grau geworden. Doch ihr Dorf bleibt ihr Dorf. „Klar fahren wir immer noch hin und schauen, was sich verändert hat.“

Ankunft / Llegada



Alfred Koch / DOMID-Archiv, Köln



SEÑAS PERSONALES - (SIGNALEMENT)

Profesión: *Conductor*
 Estado civil: *casado*
 Lugar y fecha de nacimiento: *Madrid 26-8-1928*
 Domicilio: *Madrid*
 ESPAÑA (Spain)
 Profesión: *Conductor*
 Lugar y fecha de nacimiento: *Madrid 26-8-1928*

HIJOS MENORES DE 15 AÑOS
 NOMBRE (primero) EDAD (años) SEXO (sexo)

Y de su esposa (Es de sua esposa)

El Jefe Superior (La Chef Supérieure)

Alfaro

BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Legitimationskarte Nr. 229604

(Auf Grund der neuen Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung vom 20. November 1959 - BGBl. I S. 687 - und der Vereinbarung zwischen der Regierung der Bundesrepublik Deutschland und der Regierung des Spanischen Staates über die Wanderung, Anwerbung und Vermittlung von spanischen Arbeitnehmern nach der Bundesrepublik Deutschland vom 29. März 1960)

Gilt nur in Verbindung mit dem Reisepaß

vom *27.9.67* bis *26.9.68*

Madrid *22.9.67*

(Ausreisepass) (Date)

Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung
 Deutsche Kommission in Spanien
 Im Auftrag
Alfaro



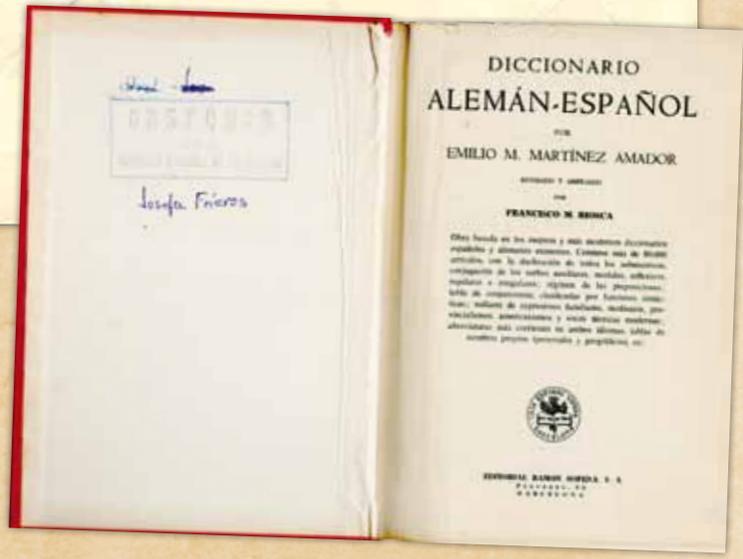
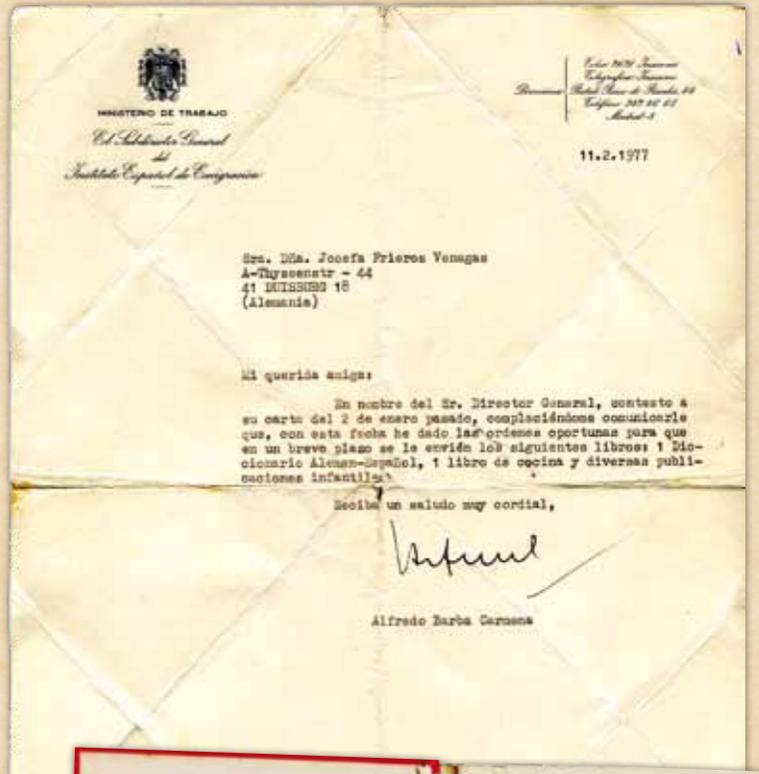
Luisa Fernandez Gallego / DOMID-Archiv, Köln



Rogelio G. Barroso / DOMID-Archiv, Köln



DOMID-Archiv, Köln



Juan Cabral

„Als wir in Duisburg ankamen, waren wir geschockt“, erzählt Juan Cabral und lächelt dabei. „Vieles war kaputt, es war dunkel und kalt. Das waren wir von Spanien gar nicht gewohnt.“ 1961 kam der heute 75-Jährige im Ruhrgebiet an, arbeitete zunächst in einer Gießerei, bevor er später zur DVG wechselte und wie viele andere Spanier Straßenbahn fuhr. „Ich habe gedacht, den Job in der Gießerei halte ich nicht lange aus: Es war so dreckig und hat gestunken. Aber sie sehen ja, ich lebe immer noch – damals waren wir eben jung und frisch und haben uns damit arrangiert.“

Juan Cabral arbeitete übrigens von Anfang an daran, sich zu integrieren. So hat er denn auch Deutschunterricht genommen, um sich mit den Tücken der neuen Sprache vertraut zu machen. „23 Spanier haben angefangen und am Ende waren wir noch drei“, sagt er in fast fehlerfreiem Deutsch. Die restliche Einführung in die deutsche Sprache und Kultur übernahm später seine Frau. Cabral ist mit einer Deutschen verheiratet, die er damals in einer Kneipe kennen lernte. „Sie ist mir eben aufgefallen, weil sie so hübsch und sympathisch war.“ Danach spielten Gedanken an eine Rückkehr nach Cadíz kaum noch eine Rolle. Gewundert hat er sich auch über das Essen, schließlich werden in Spanien die einzelnen Zutaten nicht getrennt serviert, sondern meist in einem Topf gemeinsam geschmort. „Aber daran hab’ ich mich schnell gewöhnt.“ Die deutsche Küche mag er gerne. „Heute gibt’s zum Beispiel Sauerkraut bei uns.“

In Duisburg fühlt er sich längst heimisch. „In Cadíz ist man wie ein Fremder in seiner Heimat. Die Menschen dort leben anders, essen anders und denken anders“, vergleicht er. Nur an den Winter, an den kann er sich partout nicht gewöhnen.

Als wir in Duisburg ankamen, waren wir geschockt. Vieles war kaputt, es war dunkel und kalt. Das waren wir von Spanien gar nicht gewohnt.





„Ich bin dafür, dass man sich integriert und die Sprache lernt. Es geht doch nicht, dass ich hier mein Brot verdiene, aber die Sprache nicht spreche. Jeder sollte allerdings seine Identität behalten. Integration ist etwas anderes als Assimilation.“

Francisco „Paco“ Beltrán Torres

In den 60er Jahren stand Francisco Beltrán Torres als Mittelfeldspieler mit der Rückennummer 4 für den MSV auf dem Rasen. In Sachen soziale Gerechtigkeit ist der Meidericher, den Freunde nur „Paco“ nennen, jedoch ein Stürmer. „Mein Magen verträgt keine Ungerechtigkeit, da muss ich mich einfach wehren.“ Das hat er in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder getan, sich beispielsweise bei der Gewerkschaft oder für seine Landsleute im ersten gewählten Ausländerbeirat engagiert.

Doch der Reihe nach: Am 15. November 1962 kam er nach Deutschland und arbeitete erst bei der Bundespost in Duisburg. Später wechselte der gelernte Maurer und Fliesenleger zu Thyssen, wurde im Walzwerk eingesetzt und stieg schnell zum Vorarbeiter auf.

Um Deutsch zu lernen, meldete er sich bei einem Spracheninstitut an und lernte die Vokabeln. Francisco Beltrán Torres hat viel getan, um sich zu integrieren. „Doch weil ich keine Papiere aus Spanien hatte, habe ich für die gleiche Arbeit weniger Geld als die Deutschen bekommen – und so ging es vielen Spaniern.“ Um sich zu wehren, trat er der Gewerkschaft bei. „Es hatte viele Vorteile, in der Gewerkschaft zu sein, deshalb bin ich eingetreten“, erinnert er sich und erzählt weiter: „Als Einzelkämpfer ist man wie ein Stierkämpfer in der Arena und steht auf verlorenem Posten.“ Also schloss er sich einer Betriebsgruppe des DGB an und setzte sich dort etwa für eine gerechte Bezahlung der Beschäftigten ein.

„Durch mein Engagement hatte ich viele Kontakte zu Politikern und die fragten mich, ob ich nicht für den ersten Ausländerbeirat kandidieren wolle.“ Die Sitze wurden damals proportional nach Bevölkerungsgruppen vergeben und zusätzlich bekamen Verbände wie die Caritas Mitspracherecht, weil sie sich um die Einwanderer kümmerten. „Wir haben Resolutionen geschrieben,

etwa, weil es Anfang der 80er Jahre schwierig war, mit Kindern eine Wohnung zu finden. Die Vermieter mochten lieber Katzen als Kinder.“ Offen diskriminiert wurde er jedoch nie. Natürlich ging es auch um Integration. Viele Debatten wurden über das immer noch aktuelle Thema geführt. „Ich bin dafür, dass man sich integriert und die Sprache lernt: Es geht doch nicht, dass ich hier mein Brot verdiene, aber die Sprache nicht spreche.“ Jeder sollte allerdings seine Identität behalten. Integration sei etwas anderes als Assimilation.

Nach zehn Jahren zog sich „Paco“ Beltrán Torres aus dem politischen Geschäft zurück. Im Hintergrund, so die Erfahrung des 71-Jährigen, konnte man mehr erreichen als in dem Gremium. So gestaltete er die spanische Sendung im Bürgerfunk mit, engagierte sich in der katholischen Mission. In den 90er Jahren setzte er sich noch einmal in den Hörsaal. Gemeinsam mit Alt-Oberbürgermeister Josef Krings besuchte er Germanistik-Vorlesungen. „Ich bin einfach neugierig und wollte mich noch mehr mit der Sprache beschäftigen.“ Dann blickt er versonnen und sagt lächelnd: „Wir waren die einzigen beiden Opas in der Uni.“ Dem Vorstand des „Bundesverbandes spanischer sozialer und kultureller Vereine“ gehört er ebenso an. Er ist kein Rentner, der zu Hause sitzen kann und hat kaum Zeit. So betreut er noch eine Gruppe spanischer Rentner. Samstag geht’s zur Gymnastik, sonntags stehen spanische Gesellschaftsspiele auf der Tagesordnung. Unter der Woche sind Sitzungen. „Meine Frau sehe ich aber auch noch.“

Für Gerechtigkeit kämpft er immer noch, nun ganz persönlich. Da ihm seine Zeit beim Militär nicht anerkannt wurde und er weniger verdiente, liegt seine Rente unter dem Niveau eines vergleichbaren, deutschen Arbeitnehmers. „Die Deutschen haben doch so ein Sprichwort: Wer kämpft, kann verlieren, wer nicht kämpft, hat schon verloren.“



„Ich kann mich auf Deutsch verständigen, klar, schließlich lebe ich schon seit vielen Jahren in Duisburg. Zu Hause fühle ich mich aber eher, wenn ich spanisch spreche.“

Candelaria Romero

„Kommen Sie herein“, sagt Candelaria Romero. Die gastfreundliche, gebürtige Spanierin freut sich, dass sich jemand für ihre Geschichte interessiert. Sie ist wohl typisch für Frauen, die ihre Männer in den 60er Jahren nach Deutschland begleitet haben. Das Interview möchte sie gerne auf Spanisch führen. Sie kann sich auf Deutsch verständigen, klar, schließlich lebt sie schon seit vielen Jahren in Duisburg. Zu Hause fühlt sie sich aber eher, wenn sie spanisch spricht. Sie serviert spanisches Bier, im Hintergrund laufen spanische Fernsehprogramme und gekocht wird meistens Paella, Tortilla oder anderes Typisches. Nur Sauerkraut, das mag sie auch gerne.

„Mein Mann hat bei Krupp gearbeitet, wir sind 1963 aus Barcelona nach Duisburg gekommen“, erinnert sich die 71-Jährige. Der erste Eindruck war nicht gerade der Beste, gibt sie zu: Die Stadt wirkte trist und grau. Es war kalt und Schnee kannte sie schon gar nicht – kein Vergleich zu Barcelona, das sie doch so mag. „Wir hatten Glück, haben viele nette Leute kennen gelernt.“ Auch mit den Arbeitskollegen – sie arbeitet in einem Gymnasium – verstand sie sich gut. Es sind ihre Tochter, der Sohn und die Enkelkinder, die sie in Hochfeld halten. „Der Nachwuchs ist hier geboren, hat hier studiert und sich hier seine Existenz aufgebaut.“ Deshalb kommt eine Rückkehr nach Spanien nicht in Frage. Ihre Heimat bewahrt sie sich, indem sie Spanisch spricht.

Manuel Pérez Torres und Silja Nuuttila de Pérez

Es gibt Zufälle, die verändern das Leben komplett – und gehen noch dazu ans Herz. So etwa ist es Manuel Perez Torres und seiner Frau Silja Nuuttila de Pérez ergangen. Sie kamen wegen der Arbeit und blieben aus Liebe.

In den 60er Jahren lernten sich die beiden in Duisburg kennen. Sie kam damals aus Finnland nach Deutschland, ihr heutiger Mann wurde in Valencia von der DVG angeworben und lebte schon zwei Jahre vor ihrer Ankunft, seit Oktober 1962, in Duisburg. Spanisch konnte sie damals noch nicht, als sie sich zum ersten Mal trafen. Verstanden haben sich die beiden allerdings auf Anhieb. „Ich war mit Kollegen zum Kaffee verabredet, da habe ich sie kennen gelernt“, erinnert sich Manuel Pérez Torres und schaut seine Gattin liebevoll an. „Ich hatte sieben Jahre lang Deutsch in der Schule gelernt und wollte eigentlich nur ein Jahr bleiben“, erinnert sich die Finnin aus Kuusankoski. In der Bundesrepublik kannte sie sich überhaupt nicht aus. Dass sie ausgerechnet in Duisburg landete, sei für sie „Schicksal“. Dabei kann sie die schlechte Luft noch förmlich riechen, wenn sie sich an die Zeit erinnert. Auch für Straßenbahner Manuel Pérez Torres war der Anfang nicht unbedingt leicht. Der Liebe wegen blieben allerdings beide und sind inzwischen seit 46 Jahren zusammen. Die Entscheidung fiel nicht leicht, beide fühlen sich ihrer Heimat stark verbunden. „Wir haben damals schon überlegt, ob wir nach Finnland oder Spanien ziehen. Aber in Finnland gibt es nur in zwei Städten Straßenbahnen, deshalb kam das nicht in Frage.“ Und nach Spanien will sie nur in Urlaub. „Ich komm’ mit der Hitze nicht klar, er mag dagegen Kälte und Wärme“, erläutert Silja Nuuttila de Pérez.

An das erste Familientreffen in Spanien erinnert sie sich noch ganz genau. „Ich kam mir vor wie ein Esel, weil ich nichts verstanden habe.“ Also belegte sie, wieder zurück in Deutschland, einen Kurs an der Volkshochschule und paukte Vokabeln. Er kann inzwischen auch ein paar Brocken Finnisch. „Ich habe mich aber auch so mit ihrer Familie verstanden, als ich noch nicht so viel konnte.“ Zu Hause sprechen sie übrigens Deutsch, „schließlich leben wir so lange schon in Duisburg.“ Nationalitäten sind dem Paar egal. „Wichtig ist nur, dass man sich versteht und gut miteinander klar kommt. Das Gerede um Nationalitäten stört mich ein bisschen“, sagt Silja Nuuttila de Pérez und runzelt die Stirn. Zumindest haben beide bewiesen, dass die Klischees von den kühlen Nordlichtern und den stolzen, heißblütigen Spaniern nicht unbedingt stimmen. „Es gibt solche und solche, überall.“



„Die Klischees von den kühlen Nordlichtern und den stolzen, heißblütigen Spaniern stimmen nicht unbedingt. Es gibt solche und solche, überall.“



Juan Boixader

Juan Boixader zeigt stolz sein Diplom. Vor zwei Jahren hat er sein Studium abgeschlossen, mit 69 Jahren wohlgemerkt. Er gehört zur ersten Generation, die in den 60er Jahren angeworben wurde und deshalb nach Duisburg kamen. Nachdem der Meidericher 35 Jahre bei der DVG gearbeitet hat – zunächst als Fahrer, später in der Verwaltung – ging er seiner Leidenschaft nach. „Ich habe mich schon immer für Naturheilkunde und chinesische Medizin interessiert“, erzählt er. Wie gut, dass die spanische Regierung ältere Spanier unterstützt, die sich im Alter noch einmal weiterbilden wollen. So ging Boixaders Wunsch vom späten Studium in Erfüllung. „Ich kannte meine Kommilitonen ja nicht persönlich. Wir haben uns über das Internet über die Aufgaben ausgetauscht“, erklärt er und beschreibt lächelnd die verduzteten Gesichter der jüngeren Studenten, als sie sich dann mal an der Universität getroffen haben.

Nach Feierabend lag dem engagierten Spanier vor allem die Kultur am Herzen. „1977 trafen sich Deutsche und Spanier erstmals in der Volkshochschule Duisburg, um gemeinsam spanische und lateinamerikanische Musik und Lieder zu spielen.“ Das machte allen Beteiligten so viel Spaß und die Auftritte kamen so gut an, dass aus dem lockeren Kreis von Musikfreunden die Gruppe „Los Mozos“ entstand. „Doch wir haben schnell bemerkt, dass der Musik ohne Tanz ein wichtiges Element fehlt. Ohne tänzerischen Ausdruck ist spanische Folklore nur schwer vorstellbar.“ Also kamen 1982 weitere Mitstreiter hinzu, die gemeinsam tanzten und musizierten. Mit der Arbeit wurden übrigens auch gemeinnützige Projekte, etwa ein Zentrum für unterernährte Kinder in Guatemala, unterstützt.

Inzwischen ist die Gruppe nicht mehr aktiv. „Leider“, bedauert Boixader und denkt an die vielen schönen Momente und Auftritte zurück. Dafür will er sich jetzt noch mehr der Naturheilkunde widmen.

„Nachdem ich 35 Jahre bei der DVG gearbeitet habe, ging ich meiner Leidenschaft nach. Ich habe mich schon immer für Naturheilkunde und chinesische Medizin interessiert.“

Familie / Familia

Anmeldebestätigung (vgl. Nr. 10, Abs. 1)

Folgende Personen sind heute angemeldet worden als Wohnort in:

4103 Walsum 422 Dinslaken Aug.-Thyssenstr. 44

Ortsname: Walsum

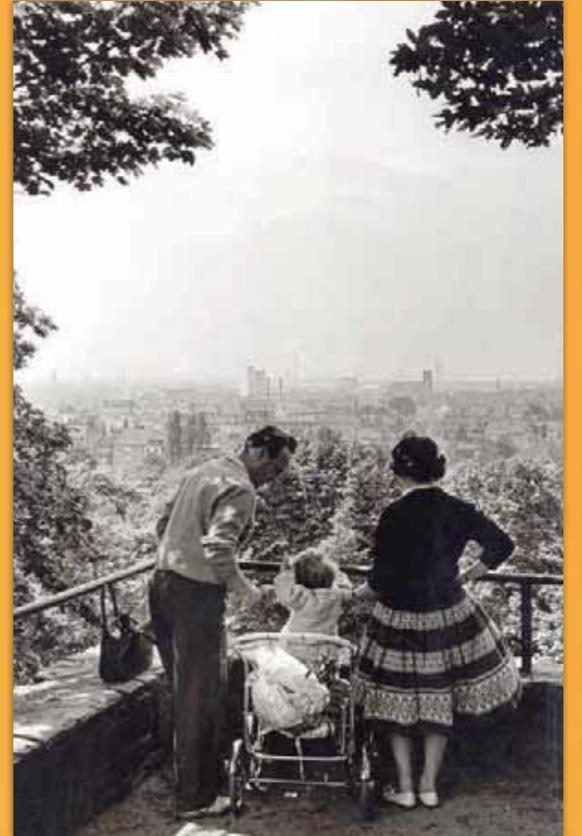
Heimatgebiert: Trasierra Badajoz Spanien Reyes Huertas 1

Familienname: Prieros Fernandez Tag des Einzugs:

Vorname (bei Ehepaar auch Nachname)	Geburtsdatum	Geburtsort	Familienstand	Beruf	Staatsangehörigkeit	Religion oder Bekenntnis
Jose	2.2.30	Trasierra	verh.	Arbeiter	span.	kath.
Maria Gloria	10.1.35	Trasierra	verh.	Hausfrau	span.	kath.
Juan Jose	11.11.65	Trasierra	led.	Kind	span.	kath.
Antonio	27.9.67	Trasierra	led.	Kind	span.	kath.
Maria Gloria	27.9.67	Trasierra	led.	Kind	span.	kath.
Inmaculada	27.9.70	Trasierra	led.	Kind	span.	kath.

4103 Walsum vom 28.10. 74

Xes + Venegas Hernandez
Xes Prieros Venegas
17.07.1974



Anmeldebestätigung (vgl. Nr. 10, Abs. 1)

Folgende Personen sind heute angemeldet worden als Wohnort in:

4103 Walsum 422 Dinslaken Schmiedegasse 9

Ortsname: Walsum

Heimatgebiert: Trasierra Badajoz Spanien Reyes Huertas 1

Familienname: Prieros Venegas Tag des Einzugs:

Vorname (bei Ehepaar auch Nachname)	Geburtsdatum	Geburtsort	Familienstand	Beruf	Staatsangehörigkeit	Religion oder Bekenntnis
Dafenia	9.11.57	Trasierra	led.	Kind	span.	kath.
Manuel	18.5.60	Trasierra	led.	Kind	span.	kath.
Valentina	20.5.62	Trasierra	led.	Kind	span.	kath.
Angel	28.9.63	Trasierra	led.	Kind	span.	kath.

4103 Walsum vom 28.10. 74



Einfuhrungsschein - Sperrung aufgehoben -

Quantität: 850 Ltr

Beleg der Freimessung in Litern: 14814

Empfänger: Sr. Don. M. Jimenez Maldonado No. 10 per Hu. Trasierra Badajoz España

524 Bollen

Einfuhrungsschein - Sperrung aufgehoben -

Quantität: 550 Ltr

Beleg der Freimessung in Litern: 9557 PK

Empfänger: Sr. Dña. Mercedes Jimenez Maldonado y Castiella No. 10 Trasierra Badajoz España

543 Wedel (Holstein)

Einfuhrungsschein - Sperrung aufgehoben -

Quantität: 620 Ltr

Beleg der Freimessung in Litern: Plus 977 P

Empfänger: Sr. Dña. Mercedes Jimenez Maldonado y Castiella No. 10 Trasierra Badajoz España

606 Villen





„Meine Engagements als Tänzer führten mich nach Barcelona, Gelsenkirchen, Krefeld, Düsseldorf und auch ans Theater Oberhausen. Die Region hat eine große kulturelle Vielfalt zu bieten, das ist toll.“



Antonio Rodríguez

„Schöne Hände machen! Die müssen aussehen wie ein Fächer!“, ruft Antonio Rodríguez seinen Kursteilnehmerinnen zu. Die geben ihr bestes und bemühen sich, eine gute Flamenco-Figur zu machen. Im Hintergrund läuft Kastagnetten-Musik. Auf dem Boden klappern die Absätze. Klack, klack – gut, dass es hier keine Nachbarn gibt. Der Lehrer gibt den Takt vor und achtet auf jede Kleinigkeit seiner Elevinnen. Der Spanier, der gebürtig aus Granada stammt, leitet seit 1993 die Tanzschule „Upstairs“. Der Name ist zwar auf englisch, aber er hat ihn gewählt, weil die Räume in der ersten Etage liegen. „Deutschland ist das beste Land für Kultur“, ist Antonio Rodríguez überzeugt.

Bevor der durchtrainierte Lehrer sein eigenes Haus eröffnete, lernte er die passenden Schritte in Granada, Brüssel und Paris. Später eroberte er die Bühnen der Welt. Bereits mit acht Jahren machte er

die ersten Tanzschritte in den „Cuevas“ seiner Stadt. Seine Familie hat ihn stets unterstützt. Außerdem hat er Ballettunterricht genommen. „Ballett ist die Mutter jeden Tanzes, das ist einfach eine gute Grundlage.“ Seine Engagements als Tänzer führten ihn später nach Barcelona, Gelsenkirchen, Krefeld, Düsseldorf und auch ans Theater Oberhausen. Die Region habe eine große kulturelle Vielfalt zu bieten, das sei toll. „Hier hat fast jede Stadt ein eigenes Theater mit eigenem Chor und Ensemble, das ist ein großer Vorteil für Künstler“, erklärt der Choreograph. Doch so einen Job als Tänzer macht man nicht sein ganzes Leben. Also fand er die Schule in Duisburg-Buchholz. Dort bringt er seinen Schülerinnen Tanzschritte und spanisches Lebensgefühl näher. An der Pinnwand hängen Fotos, die ihn bei Auftritten zeigen. Stolz sieht er aus. Seine Tanzpartnerin klebt förmlich an ihm und macht dennoch eine anmutige Figur. Seine Frau hat er,

natürlich, beim Tanzen kennen gelernt. Sie ist eine seiner gelehrigsten Schülerinnen. Tanzen sei übrigens keine Frage des Alters. „Wir unterrichten viele Kinder, aber auch Ältere kommen zu uns.“

Nach den Trockenübungen wird die Musik angeschaltet. Sobald die heißen Rhythmen erklingen, füllt sich der Raum mit Urlaubsflair – auch wenn sich der Himmel draußen eher grau in grau gibt. Antonio Rodríguez gibt den Takt vor. Un, dos, tres. Die Frauen sollen eine „Entrada“, eine Eingangssequenz, zeigen und dabei quer durch den Raum tanzen. Toll sieht das aus! Bis man allerdings die Schritte so schnell ausführen kann, hilft nur eins: Training, Training, Training. Antonio Rodríguez weiß das nur zu gut, aber er bestärkt seine Schüler immer wieder. „Das Leben als Tänzer ist ein harter, steiniger Weg. Aber man kann es schaffen, wenn man nur will.“

David Alcántara Ortega



„Manchmal muss man irgendwo weggehen, um sich selbst zu finden.“ Dass David Alcántara in Duisburg gelandet ist, hängt mit vielen Zufällen zusammen. „Ich wollte dahin, wo ich die Sprache nicht spreche. Es hätte auch Schweden oder Russland sein können“, erklärt er mit seiner tiefen, sonoren Stimme. Doch er bekam ein Flugticket nach Deutschland geschenkt und landete in Duisburg. Ein Bekannter hatte die Idee, hier eine Kneipe zu eröffnen und wollte, dass er Flamenco singt. In seiner Heimat, dem andalusischen Cadíz, ist er von der Flamenco-Musik geprägt worden. Doch damit auf die Bühne zu gehen, das war für den studierten Künstler das erste Mal. Er ließ sich darauf ein – und das Publikum war begeistert.

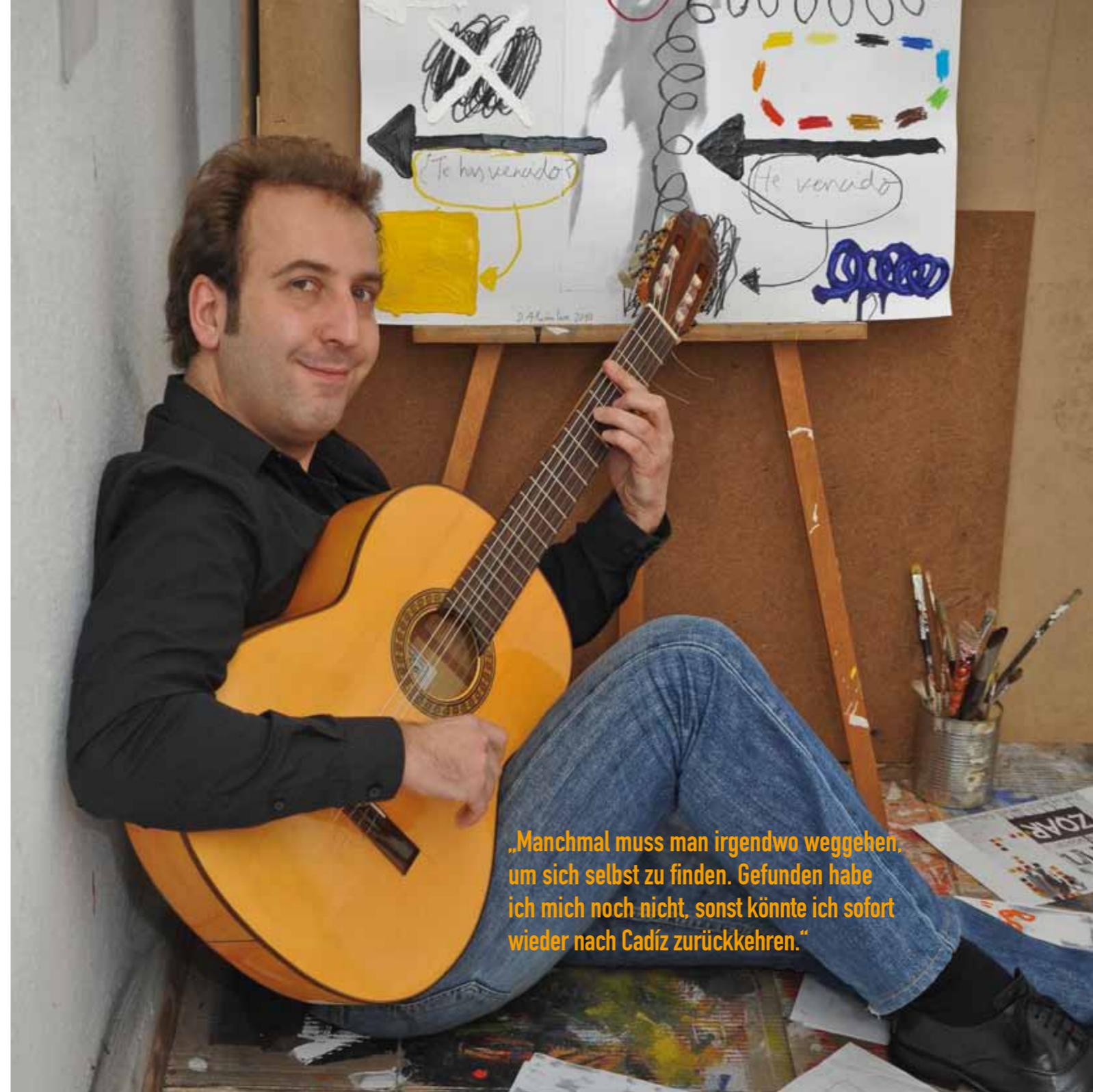
Mittlerweile begleitet er sich selbst auf der Gitarre, spielt deutschlandweit und gastiert dann und wann in Duisburg. „Hier bin ich noch immer ein bisschen aufgereggt, denn wenn man die Leute alle kennt, will man es besonders gut machen.“ Die Musik, sie ist seine große Leidenschaft und hat ihm eine Tür geöffnet, in Deutschland anzukommen. Doch auch bevor er richtig gut Deutsch konnte, kommunizierte er, irgendwie, mit den Menschen. „Das habe ich von meinem Papa

geerbt. Er hat mich mal bei einem Konzert besucht. Ich hatte keine Zeit und konnte mich vorher nicht um ihn kümmern. Als ich ihm später ein paar Freunde vorstellen wollte, kannte er sie schon alle. Irgendwie hat er das Talent, mit Leuten in Kontakt zu kommen.“

Wenn er auf der Bühne steht, wird das Publikum auf wundersame Weise von seiner kraftvollen, tiefen Stimme berührt. Er leidet und zetet. „Ohne Schmerz ist Flamenco nicht zu fühlen.“ Obwohl er seine Gitarre stets in Reichweite hat und sie auch schnell zur Hand nimmt, wenn er die Feinheiten des Flamencos erklären möchte, versteht er sich doch in erster Linie als Sänger. Das Gitarrespielen hat er sich selbst beigebracht. Aber nur, weil er keine Lust hatte, sich ständig nach Begleitmusikern umzusehen.

Seine andere Leidenschaft ist die Kunst. Für den Verein „Kunstpause“ arbeitet er mit Kindern zusammen und besucht Schulklassen, damit der Nachwuchs „echte“ bildende Künstler kennen lernt. Er arbeitet mit ihnen im Kunstunterricht an verschiedenen Projekten. Diese Facette war es übrigens auch, die ihn nach Deutschland zurückbrachte. Nachdem er sein erstes Konzert gegeben hatte, flog er nach Cadíz zurück, mit dem Angebot in der Tasche, seine Kunstwerke in einer Duisburger Galerie ausstellen zu können. „Ich bin dann in Cadíz ins Rathaus gegangen, habe denen vorgeschwärmt, dass das meine Chance ist, als Künstler den Durchbruch zu schaffen und schließlich haben sie mir ein Flugticket zurück geschenkt.“ So war die Rückkehr denn auch eher der Vernunft geschuldet. „Meine Heimat ist eine Perle, die am Meer liegt. Die Stadt ist ein Traum.“ Aber Duisburg sei eben ein guter Ausgangspunkt für seine künstlerische Arbeit, weil es mitten in Europa liegt und er schnell zu seinen Konzerten und Ausstellungen reisen kann. „Meine Ecke ist das Dellviertel.“

Verbunden hat er seine beiden Leidenschaften übrigens noch nie. „Die Musik und die Kunst sind wie zwei Kinder, die sich nie treffen.“ Gefunden hat sich Alcántara noch nicht, „sonst könnte ich sofort wieder nach Cadíz zurückkehren.“



„Manchmal muss man irgendwo weggehen, um sich selbst zu finden. Gefunden habe ich mich noch nicht, sonst könnte ich sofort wieder nach Cadíz zurückkehren.“

Freizeit / Tiempo libre





Juan Márquez

So etwas nennt man wohl Verständigung der Kulturen: Ein Spanier betreibt eine asiatische Kampfkunstschule in Deutschland. Genauer: in Duisburg-Friemersheim. Kinder, Jugendliche und Erwachsene trainieren bei dem Meister, der den 6. Dan im Shaolin Tempelboxen und den 6. Toan Shaolin Kempo trägt. Die Rede ist von Juan Márquez, der sogar für die spanische Nationalmannschaft erfolgreich gekämpft hat. „Mir geht es nicht ums Kämpfen, sondern darum, den Jugendlichen Respekt und Disziplin beizubringen.“ Die Atmosphäre ist familiär, auch Frau und Töchter sind in den Trainingsbetrieb eingespannt. Offiziell gehört die Kampfkunstschule als eigene Abteilung zum OSC Rheinhausen.

Márquez' Eltern kamen wie viele anderen Migranten zum Arbeiten nach Duisburg. Sie stammten aus Asturien. Er zog nach, als er 15 Jahre alt war. Der Vater wurde von Krupp in Rheinhausen angeworben, seine Mutter arbeitete in einem Krankenhaus. Sie wollten hier Geld verdienen, sparen und dann wieder zurückkehren. So war der Plan. „Schätzungsweise 900 oder 1.000 Spanier waren in den 60er Jahren bei Krupp beschäftigt“, schätzt der 49-Jährige, der ebenfalls Dreher bei der Stahlfirma gelernt hat. „In der Lehre habe ich wenig Deutsch gesprochen. Wenn ich mich nicht ausdrücken konnte, habe ich es einfach aufgemalt.“ Es hat geklappt, er konnte seine Ausbildung sogar ein halbes Jahr verkürzen. Die Belegschaft war international, neben Deutschen und Spaniern haben zudem Italiener und Türken bei dem Konzern gearbeitet. „Wir haben uns mit den Arbeitskollegen bestens verstanden“, blickt er zurück. Und 1988, als der große Arbeitskampf in Rheinhausen tobte, war er vorne mit dabei. „Wir haben unsere Arbeit niedergelegt, standen auf der Brücke und sind zum Landtag gefahren. Jeder sollte wissen, dass wir uns das nicht bieten lassen.“ Der Arbeitskampf hat sich bezahlt gemacht, niemand landete auf der Straße nach der Werkschließung. Später arbeitete er zunächst als Kesselwärter bei den Stadtwerken. Nun sitzt er allerdings für den städtischen Energieversorger im Büro.

Seine Frau Paloma hat er kennen gelernt, als er mit Bekannten durch die Disko zog. „Damals wusste ich nicht, dass sie auch Spanierin ist.“ Wie passend, dass er stets seine spanischen Wurzeln pflegte. So engagierte er sich in einem spanischen Kulturverein, der Folklore anbot und Filme in der Muttersprache zeigte. Es gab Nähkurse für die Frauen, man traf sich und tauschte sich aus. In besseren Zeiten, als noch viele Spanier in Rheinhausen und Umgebung wohnten, waren die Treffen rappelvoll. Vor vier Jahren hat sich der Club aufgelöst. Seitdem fährt die Familie sonntags nach Grevenbroich, um sich mit Landsleuten auszutauschen. „Schade, dass es den Verein nicht mehr gibt“, bedauert er. Ein Stück spanischer Geschichte in Duisburg ist damit aus dem kollektiven Gedächtnis der Stadt verschwunden.

„1988, als der große Arbeitskampf in Rheinhausen tobte, war ich vorne mit dabei. Jeder sollte wissen, dass wir uns das nicht bieten lassen.“

José Miguel París, Ana und Lidia Motz

Derzeit leben noch rund 900 Spanier in Duisburg. Zu Spitzenzeiten, in den 60er Jahren waren es einmal 2.000. José Miguel París war einer von ihnen, der 1964 zum Arbeiten nach Deutschland kam. Gemeinsam mit seiner Tochter Ana Motz (46) und der Enkelin Lidia (16), erzählt der 75-Jährige, wie er Duisburg damals und heute erlebt und was für sie Heimat bedeutet. Ein Generationeninterview.

Wie war das damals, als Sie nach Deutschland kamen?

José Miguel París: Ich war damals als Maschinenbauingenieur bei der Marine. Hätte mir jemand erzählt, dass ich einmal Straßenbahnfahrer werden würde, hätte ich geglaubt, dass der einen Witz macht. Mir war aber klar, dass ich nicht immer zur See fahren wollte, denn ich habe meine Familie kaum gesehen.

Kannten Sie Duisburg?

Nein, ich hatte keinen Schimmer, wo Duisburg ist und wie es dort ist. Darüber habe ich mir keine Gedanken gemacht. Ich wollte ja nur Geld verdienen, sparen, um dann mit meiner Familie etwas in Spanien zu bauen. Ich war ja zu diesem Zeitpunkt schon verheiratet.

Es kam anders.

Ja. Meine Frau hat mich nach einiger Zeit besucht. Dann sind sie wieder zurückgekehrt und 1970 komplett nach Deutschland gezogen. Ana war damals sechs Jahre alt.

Wie war das für Sie, Ana?

In Deutschland war es ganz anders als in Spanien. Ich kannte niemanden, es war kalt. Die Häuser und Straßen waren anders. Ich habe am Anfang oft vor Heimweh nach meinen Großeltern und den Freunden geweint.

Mit wem haben Sie damals gespielt?

Über meine Eltern kannte ich natürlich Spanier und auch spanische Kinder. Aber in unserer Nachbarschaft und in der Klasse waren viele deutsche Jungen und Mädchen, mit denen ich viel gespielt habe.

War es schwierig, Deutsch zu lernen? Was war das erste deutsche Wort, an das Sie sich erinnern können?

Ana Motz: Ich kann mich nicht daran erinnern, große Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache gehabt zu haben. Anfangs hat mein Vater mit mir geübt. Durch die Schule und den Kontakt zu deutschen Kindern gelang es mir recht schnell, Deutsch zu lernen. Nur die Hausaufgaben in Deutsch waren manchmal schwierig.



„Ich hatte keinen Schimmer, wo Duisburg ist und wie es dort ist. Ich wollte ja nur Geld verdienen, sparen, um dann mit meiner Familie etwas in Spanien zu bauen.“

„Beim Fußball drücke ich Spanien die Daumen. Aber wenn wir dort im Urlaub sind, sind wir eben die Spanier, die in Deutschland leben.“

„In der Schule habe ich Spanisch-Unterricht. Da bin ich natürlich gut. Aber ich bin in Duisburg aufgewachsen. Hier ist mein Zuhause.“

José Miguel París: An mein erstes Wort kann ich mich noch gut erinnern, aber ich sag' es lieber nicht. Auf der Arbeit haben wir uns anfangs mit Händen und Füßen verständigt. Deutsch habe ich erst mit der Zeit gelernt – im Alltag auf der Straße, aber ich habe auch ein paar Bücher gelesen. Die DVG hätte meiner Meinung nach mehr dafür tun können, dass wir Deutsch gelernt hätten. Aber damals gab es für uns nur Arbeit, Arbeit, Arbeit.

Welche Sprache sprechen Sie zu Hause?

José Miguel París: Spanisch.

Ana Motz: Deutsch

Lidia, Sie sind hier geboren und aufgewachsen. Welchen Bezug haben Sie zu Spanien?

Ich bin in den Ferien oft da. Ich mag die Sonne und die Leute. Ich habe viele Freunde in Spanien. Und in der Schule habe ich Spanisch-Unterricht. Da bin ich natürlich gut. Aber ich bin in Duisburg aufgewachsen. Hier ist mein Zuhause.

Und was ist Heimat für Sie?

Ana Motz: Das ist schwer zu sagen. Ich fühle mich in Deutschland wohl, aber Spanien gehört auch zu meinem Ich, das kann man schwer trennen. Mein Pass ist ebenfalls Spanisch. Beim

Fußball drücke ich Spanien die Daumen, das ist für mich gar keine Frage. Aber wenn wir dort im Urlaub sind, sind wir eben die Spanier, die in Deutschland leben.

José Miguel París: Ich lebe mit einem Fuß in Deutschland und mit dem anderen in Spanien. Sie sehen ja – wir haben geplant, nach Spanien zurückzukehren. Und so viele Jahre später sind wir immer noch hier.

Alemañol

„Bis zum ca. 13. Lebensjahr habe ich geglaubt, dass eine Tüte auf Spanisch ‚Tute‘ heißt. So habe ich in Spanien im Supermarkt eine Kassiererin um eine solche gebeten, die mich entgeistert anschaute und mich dann eines Besseren belehrte: bolsa de plástico!

(Chari Bautista Mateo)

„Als wir etwa ein Jahr in Deutschland waren, schickte meine Mutter meinen Bruder und mich in einen Kurzwarenladen, um Hosenreißverschlüsse zu kaufen. Unsere Deutschkenntnisse waren zu diesem Zeitpunkt mehr als miserabel, um nicht zu sagen fast gar nicht vorhanden. Alles bis dahin Gelernte waren Kraftausdrücke unterster Schublade aus dem Innenhof unseres Viertels. Ganz stolz antworteten wir auf die Frage meiner Mutter, ob wir denn wüssten, wie Reißverschlüsse auf deutsch heißen, mit: Na klar! Diese Unterhaltung fand wahrlich auf spanisch statt, da ja auch meine Mutter kein deutsch sprach. So gingen wir ganz selbstbewusst in den Kurzwarenladen. Als die Verkäuferin uns fragte, was wir den wünschten, antworteten wir: Esvai Kustall, bitte!“

(María Frieros Venegas)

„Das deutsche Sprichwort ‚Das kommt mir aber reichlich spanisch vor‘ hat bei mir als Kind/Jugendliche immer ein schlechtes Gefühl ausgelöst. Ich fühlte mich schuldig, ohne zu wissen warum. Jetzt weiß ich, ich hatte keine Schuld, denn: Es beschreibt das Unverständnis über eine fremde und seltsam anmutende Etikette der spanischen Höflinge. Bezogen auf das komplizierte Zeremoniell des spanischen Hofes in Madrid, das lange Zeit für die europäischen Königshäuser stillprägend war.“

(Chari Bautista Mateo)

[Alemañol]

Alemañol, abgeleitet von alemán (deutsch) und español (spanisch), ist eine von der spanisch sprechenden Bevölkerung in deutschen Sprachgebieten gesprochene vermischte Varietät der deutschen und spanischen Sprache. Diese Sprachvarietät entstand spätestens mit der Einwanderung von Spaniern in den 1960er Jahren und wird heute besonders von lateinamerikanischen Einwanderern in den deutschen Sprachgebieten gepflegt. In der 2. und 3. Generation von Einwanderern aus spanischsprachigen Ländern ist eine Verfestigung und Ausweitung des Alemañol zu beobachten. Es handelt sich meist um Begriffe, die in der deutschen Sprache und im deutschen Kulturraum einen Sachverhalt besser bezeichnen, als es mit dem entsprechenden spanischen Äquivalent möglich wäre, oder bei denen der deutsche Ausdruck kürzer oder flüssiger auszusprechen ist.

Bei Sprachmixern, die des Deutschen eher mächtig sind als des Spanischen, bleibt bei Substantiven in der Regel das Geschlecht des deutschen Wortes erhalten. Sprecher, die Deutsch im Erwachsenenalter gelernt haben, geben dem deutschen Wort eine neue Aussprache und oft ein anderes Genus.

(Quelle: Wikipedia)

- * bratear = braten, grillen
- * anmeldearse = sich anmelden (z. B. beim Einwohnermeldeamt)
- * kaputearse = kaputtgehen
- * tanquear = tanken
- * el Bahnhof / la bánjof = der Bahnhof
- * el Keller / la quela / la kela = der Keller
- * la U-Bahn / el uvan = die U-Bahn
- * apoteca = Apotheke
- * carne de puta = Putenfleisch
- * granquinkase / granginkassa = Krankenkasse
- * broches = Brötchen
- * no hay que mischear los espraje = man soll die Sprachen nicht vermischen
- * es muy mühsam para mí = es ist äußerst mühsam für mich
- * no viene ni en Frage = kommt nicht (oder auf keinen Fall) in Frage
- * estas enschuldigado = du bist entschuldigt
- * ir al gimnasio = aufs Gymnasium gehen (bedeutet eigentlich „ins Fitnessstudio gehen“)



„Als ich in der dritten Klasse war, fand meine Klassenlehrerin Gefallen daran, ständig Diktate schreiben zu lassen. Da ich des Deutschen nicht mächtig war, schrieb ich alles auf, was die gute Frau so diktierte. Ich wurde nie fertig, so dass meine Zensur meist ein ‚Ungenügend‘ war. Ich heulte mir die Seele aus dem Leib und alle Versuche meiner Mutter, mich zu trösten, liefen ins Leere. Sie verstand ja nun gar nichts. Sie meinte, dass unter den gegebenen Umständen eine 6 doch ganz gut sei. Nur leider bekam meine Mutter nicht mit, dass das Notensystem in Deutschland ein anderes ist als in Spanien. In Spanien wird nämlich nach zehn Zahlen benotet, die bestimmten Notenstufen zugeordnet sind. Eine 5-6 heißt eher noch mal Glück gehabt aber bestanden.“

Irgendwann verstand ich dann auch, warum ich bei den Diktaten nie fertig wurde: Ich schrieb sämtliche Satzzeichen in Lautschrift aus, ich wusste ja nicht, was sie bedeuteten: Gänsefüßchen unten, Gänsefüßchen oben, Ausrufezeichen, Gedankenstrich – einfach alle. Leider hielt es meine Klassenlehrerin nicht für nötig, mich über meine Fehler aufzuklären, so dass am Ende auf dem Zeugnis stand: Aufgrund der mangelnden Deutschkenntnisse kann im Fach Deutsch keine Note erteilt werden.“ (María Frieros Venegas)

Herkunftssprachenunterricht



In den 70er Jahren entwickelten die Schulbehörden das Konzept des Herkunftssprachenunterrichts. Inhaltlich orientierte sich dieser an der Rückkehroption der Familien. Die Lehrkräfte, oft ohne pädagogische Ausbildung, wurden vom jeweiligen Konsulat gestellt. Man wollte die Kinder fit für die Rückkehr in das jeweilige Heimatland machen. Doch die größte Sorge der spanischen Eltern betraf die Zukunft der eigenen Kinder in Deutschland.

Der muttersprachliche Spanischunterricht erfreut sich heute großer Beliebtheit, ca. 135 Schüler werden in Duisburg in den Nachmittagsstunden unterrichtet. Durch die engagierten Eltern der Schüler, die heute nicht mehr nur aus Spanien kommen, sondern überwiegend aus Lateinamerika, konnte der Spanischunterricht nach zweimonatiger Pause wieder aufgenommen werden. Heute ist das Ziel ein anderes: Mehrsprachigkeit.

Spanier und Arbeit in Duisburg heute

In Duisburg haben derzeit ca. 50 Spanier ein Gewerbe angemeldet, andere sind fest angestellt. Schwerpunkte der fachlichen Ausrichtung sind dabei nicht festzumachen: das Spektrum reicht von handwerklichen Betrieben, Heilberufen über Dienstleistungsunternehmen bis hin zu beratenden Tätigkeiten, beispielsweise in der Informationstechnologie oder im Umwelt- und Energiebereich. Nichts desto trotz gibt es einige iberische Unternehmer, die ihre spanische Wurzeln nicht wirklich leugnen können: als Tanzlehrer

oder Reiseunternehmer sind sie ihrer Heimat stets nah. Interessant ist noch festzustellen, dass Duisburg langsam, aber sicher beliebter Standort für spanische Investoren wird. So ist beispielsweise die in der Duisburger Innenstadt ansässige IFA Hotel- & Resort-Gruppe seit 1999 mehrheitlich in kanarischer Hand. Zuletzt machte eine madrilénische Immobiliengruppe Furore, als sie in Meiderich und in der Stadtmitte gleich mehrere Gewerbeobjekte und Ladenlokale erwarb.



Rebeca Sánchez Martín, Campaign-Managerin bei der Online-Media-Agentur Metapeople GmbH



Mario Aragon Embid, Geschäftsführer und Inhaber des Handwerksbetriebes Rolladen Aragon



Natalia Balcázar Navarro, Inhaberin der Unternehmens- und Umweltberatungsagentur European Environmental Project Management (Enviro-pro)



Francisco Romero Montalban, Angestellter bei der Duisburger Verkehrsgesellschaft (DVG) AG. Letzter und einziger spanischer Straßenbahnfahrer der DVG.

Wir bedanken uns herzlich

bei Rebeca Sánchez Martín für ihre eingebrachten Ideen, ihre Unterstützung bei Übersetzungen etc., den vielen helfenden Hände im baba SU, allen voran Olcay Akdoğan und Eckart Pressler für ihre organisatorische Unterstützung und ihre Gastfreundschaft im Rahmen der Spanischen Woche. Und natürlich bei unseren Eltern und den Spaniern der 1. Generation für ihren Mut, ihre Leidenschaft und ihre Opferbereitschaft. Dabei hatten sie stets das Beste für uns, ihre Kinder, im Blick.

María Frieros Venegas, Angel Alava Pons und Chari Bautista Mateo



